

FATOS KONGOLI

EIN EUROPÄISCHER TRAUM ZWISCHEN AL PACINO UND KAWABATA

Wenn wir einmal annehmen wollen, dass der Titel einer Schrift geeignet sein soll, eine bestimmte Idee zu vermitteln, so muss ich einräumen, dass ich bei Antritt dieser europäischen Süd-Nord-Reise noch nicht einmal die Spur einer Idee hatte, und schon gar nicht dachte ich an Al Pacino oder Kawabata. Auch wusste ich noch nicht, dass diese Reise für mich mehr sein sollte als eine bloße Bewegung im Raum. Rasch wurde daraus eine Reise in der Zeit, und zwar in umgekehrter Richtung. Es ist schon absurd, wenn man eigentlich gemeint hat, in die Zukunft zu reisen, und sich in Wirklichkeit mehr und mehr an die Vergangenheit gefesselt fühlt. Das ist gewiss traurig oder sogar gefährlich, aber keiner schlüpft so leicht aus seiner Haut. Deshalb bitte ich darum, mir drei Vorbemerkungen zu gestatten. Wahrscheinlich sind sie absolut überflüssig überflüssig, und es täte mir nicht leid, wenn sie niemand liest. Unter dem Strich handelt es sich dabei sowieso nur um eine Reihe von Paradoxons.

1.

Vor zwei Jahren erfuhr ich unter ziemlich surrealistischen Umständen von meiner Teilnahme am Literaturexpress 2000. Zum ersten Mal war mir eine Einladung der Iranischen Botschaft ins Haus geflattert, aber aus einem ganz banalen Grund zögerte ich, ihr nachzukommen: ich hatte mir fast alle Zähne ziehen lassen. Oben waren vier übrig, und solange es sie noch gab, konnten sie mir zur Tarnung dienen, denn wenn ich nicht lachte, sah es so aus, als hätte ich noch Zähne. Ein befreundeter Diplomat gratulierte mir. Ich verstand nicht gleich. Wie sich herausstellte, hatten die Zeitungen der Hauptstadt gemeldet, ein Dreigespann albanischer Schriftsteller sei dazu ausersehen, an einer fantastischen Zugreise teilzunehmen. Ich las diese Blätter schon lange nicht mehr, und war deshalb völlig überrascht. Das Ganze kam mir ziemlich unglaublich vor. Und ich sagte mir: O Gott, warum erst jetzt?

Ein Jahr später teilte man mir dann mit, ich sei zur offiziellen Eröffnung nach Paris eingeladen, und damit komme ich zur ersten Vorbemerkung. Sie hat nichts mit Paris zu tun, so wenig wie mit dem europäischen Zugabenteuer, sondern ist ganz persönlich und mag für so unpassend gehalten werden wie die Erwähnung meiner gezogenen Zähne. Inzwischen waren sie durch eine Prothese ersetzt, die meine Erscheinung deutlich korrigierte. Vor allem beim Lachen hatte ich nämlich stets zwei Reihen verrotteter Zähne enthüllt, und wer mich kennt, der weiß, dass ich dauernd lache, selbst wenn mir eigentlich zum Weinen zu Mute ist.

Auch in jenen Tagen in Paris war mir zum Weinen zumute. Es war idiotisch. Meine Tochter war gerade aus wirtschaftlichen Gründen in die Vereinigten Staaten

ausgewandert, nach New York, und mir war, als hätte jemand das Herz aus meiner Brust gerissen. Meine in der Finsternis der vergangenen Jahrzehnte verdorbenen Zähne hatten sich durch eine Prothese ersetzen lassen, aber nichts konnte mir die ausgewanderte Tochter ersetzen. Ich litt also auf die idiotischste Weise. Alle meinten nämlich, ich müsse über diese Wendung froh und dankbar sein, meiner Tochter habe das Schicksal zugelächelt, der endlose Jammer Albaniens liege ein für allemal hinter ihr, sie dürfe sich zu Gottes Auserwählten zählen. Ich verstand das alles, oder versuchte immerhin, es zu verstehen. Noch wusste ich nicht, dass nach der Tochter auch meinem Sohn das Schicksal gleichermaßen zulächeln würde, was nun wirklich sehr selten geschieht: Mit Gottes Hilfe konnte auch er Albanien verlassen und sich als Wirtschaftsemigrant auf den Weg in die Vereinigten Staaten von Amerika machen. Das war genau eine Woche, bevor ich das Flugzeug über Zürich nach Lissabon bestieg. Völlig beherrscht vom Gefühl des Verlustes, stand ich total neben mir. Was wiederum bedeutete, dass ich das Zugabenteuer völlig unvorbereitet antrat. Ich war gleichsam ein welkes Blatt, das der Fluss irgendwohin mit sich nimmt. Bei mir zu Al Pacino und Kawabata.

Noch etwas, um diese erste Vorbemerkung zu Ende zu bringen. Meinem inneren Gleichgewicht gab etwas den Rest, dem gegenüber ich mich als völlig hilflos erwies: meine Unkenntnis der englischen Sprache. Mein Verdruss, wegen dieses schwerlich noch zu korrigierenden Versäumnisses in meiner lange zurückliegenden Ausbildung ständig am Rande zu stehen, begann in Lissabon, wo offiziell nur ins Englische, Deutsche und Russische übersetzt wurde, und währte bis zum Abschluss in Berlin.

An diesem Punkt komme ich auch schon zu meiner zweiten Vorbemerkung. Auch sie hat nichts mit dem Express zu tun, sondern ist so persönlich und womöglich so unpassend wie die Episode mit meinen gezogenen Zähnen, der Auswanderung meiner Kinder und meiner ständigen Missgelauntheit wegen Unkenntnis der Sprache Shakespeares. Ich kann mir selbst nicht erklären, weshalb ich mich nach dem Empfang in Lissabon, bei dem ich mir unentwegt Übersetzungen ins Russische hatte anhören müssen, ohne irgendetwas zu verstehen, in mein Hotelzimmer einschloss und auf Russisch zu rezitieren begann. Das war wirklich schon sehr komisch. Mit geradezu krankem Eifer rezitierte ich Lermontov, ein Gedicht von Puschkin, lange vergessene Strophen aus Krylovs Fabeln. Ich hatte für mich die russische Sprache schon vor vielen Jahrzehnten begraben und mochte gar nicht glauben, dass nach so langer Zeit noch etwas übrig war, das ausgerechnet hier, in Lissabon, an die Oberfläche kam. Nachdenklich blickte ich hinauf zu dem sinnlichen Himmel über Lissabon, und allmählich wurde mir klar, dass es eigentlich nicht viel zu staunen gab. Die russische Zivilisation war mit von den Aufsehern über meine Jugend als eine

der frühesten Quellen meiner Bildung aufgezwungen worden. Im Antagonismus zum westlich kapitalistischen Block erblühte damals in Freundschaft das so genannte sozialistische Lager. Auf der einen Seite war die NATO, auf der anderen Seite der Warschauer Pakt, und dazwischen lag die Berliner Mauer. Und dann gab es noch mich, ein Produkt dieser Epoche, unauslöschlich ihren Stempel tragend.

Am Ende dieser Epoche steht das womöglich merkwürdigste Paradoxon in meinem Leben. Es geht um das, was ich meine europäische Bewusstseinsfindung nenne, und diese Bewusstseinsfindung vollzog sich in China. Als ich noch dabei war, Tschechov auf Russisch zu lesen, und Moskau für den natürlichsten Ort zur Weiterführung meiner Studien hielt, änderten meine Aufseher plötzlich den Kurs, und man bestimmte mich für Peking. Und in Verbindung damit zur magischsten aller Wissenschaften, der Mathematik. Das war Anfang der sechziger Jahre. Die Einflüsse der russischen Zivilisation ausgeprägt sowjetischen Charakters wurden überlagert durch Elemente der chinesischen Zivilisation. Die Sprache, die Lebensweise, eine Welt, die nach außen hin so unergründlich schien wie die Symbole der Pekingoper, fingen mich ein in einem Netz totaler Konfusion. Die chinesische Zivilisation gebärdete sich abweisend, eine Große Mauer trennte mich von ihr: die Schriftzeichen. Doch trotz dieses Hindernisses blieb sie letztlich nicht unberührbar. Denn auch wenn ich nicht imstande war, Konfuzius, die taoistischen Lehren oder den Buddhismus zu studieren, in chinesische Mädchen konnte ich mich verlieben! Nichts bringt dir eine Zivilisation näher, nichts verschafft dir leichter Zugang zu einer unbekanntem Welt als eine Frau. Dies entdeckte ich in China, wo es für einen Europäer (und dort war auch ich ein Europäer wie alle anderen, aus tausend Gründen, auf die sich hier nicht näher einzugehen lohnt) alles andere als leicht war, mit einem chinesischen Mädchen eine Liebesbeziehung einzugehen. So wurde ich mir in China zum ersten Mal meiner europäischen Zugehörigkeit bewusst, womit ich zur dritten Vorbemerkung komme, in der es gleich doppelt paradox zugeht.

An dem erwähnten Abend in Lissabon am Anfang unserer Reise gelang es mir, während ich den die Sinne verwirrenden portugiesischen Himmel betrachtete, in meinem Gehirn etwas in Gedanken zu fassen, was mir in dieser Nacht wie eine Entdeckung vorkam, obwohl ich es eigentlich schon längst ahnte: ich war ein unvollendetes Produkt jener Epoche geblieben. Irgendwann hatte der politische und ideologische Zwist mit der Sowjetunion einen Bruch in meinem Leben hervorgerufen, das daraufhin eine Wende genommen hatte. Dann geschah wegen eines erneuten politischen und ideologischen Streites, diesmal mit den Chinesen, ein erneuter Bruch in meinem Leben: ich kehrte in die Heimat zurück, ohne das Studium abgeschlossen zu haben, ohne überhaupt irgendetwas abgeschlossen zu haben, ausgestattet mit

zwei Fremdsprachen, die zu nichts taugten, und vollends davon überzeugt, dass die Mathematik für mich nichts war. Es war zugleich die Rückkehr in das Ghetto eines kleinen, von der Welt vergessenen, sich selbst überlassenen Landes in einem Winkel des Balkan, das alles tat, um sich selbst zu isolieren. Europa war da, sogar ganz nahe, doch paradoxerweise zugleich so unerreichbar wie eine ferne Galaxie. Ich fand mich wieder in einem finsternen Tunnel, ohne die geringste Ahnung, wohin ich mich bewegte, ohne jeden Funken Licht. Unter diesen Umständen war Molières Sprache der einzige Freiraum, die einzige Zuflucht, die mir blieb. Auf der Oberschule konnten wir uns neben dem Pflichtfach Russisch noch für eine von drei großen westlichen Fremdsprachen als Wahlfach entscheiden: Englisch, Deutsch oder Französisch. Auf Rat meines Vaters entschied ich mich für Französisch. Ich bin ihm für diesen Rat ewig dankbar und bete dafür, dass seine Künstlerseele (er hatte sieben Jahre lang am Konservatorium von Pavia in Italien Violine studiert), dort wo sie ist, ihren Frieden gefunden hat. Mit meinem Vater hat auch das letzte Paradoxon zu tun.

Als ich den letzten Jahren seines Lebens einmal von ihm wissen wollte, warum er Kommunist geworden war, drückte er sich nicht um eine Antwort: Während der Jahre in Italien sei dies die beste Lösung gewesen. Er habe vor der Alternative gestanden, sich entweder für den Kommunismus eines Antonio Gramsci zu entscheiden oder für den Faschismus des Duce ... Es liegt mir fern, meinem Vater etwas vorzuwerfen, doch außer dem Faschismus des Duce und dem Kommunismus eines Antonio Gramsci wird es in Verdis Vaterland auch noch andere Alternativen gegeben haben. Die letzten Jahre seines Lebens, das tragisch endete, denn er wurde von seiner eigenen Partei geächtet und weggeworfen wie eine ausgequetschte Zitrone, verbrachte er am Klavier, Fugen von Bach spielend, bis er dann starb, verlassen selbst noch von seinen engsten Freunden. Ich, der ich endlich die Mathematik aufgegeben und mich der Literatur zugewandt hatte, begriff damals, dass ich womöglich den gefährlichsten Fehler meines Lebens begangen hatte. Die Sprache Molières eröffnete mir die Möglichkeit, Kontakt mit den großen Autoren des 20. Jahrhunderts aufzunehmen, und ich begriff einigermaßen, was wirklich Literatur ist. In einem Land wie Albanien, wo auch noch dem unschuldigsten Dissidenten ohne lange zu fackeln der Kopf abgerissen wurde, war es verflucht schwierig, sich mit wirklicher Literatur abzugeben. Aber dieses verdrießliche Kapitel ist allgemein bekannt, und nach dem Fall der Berliner Mauer hat dies alles nichts mehr zu bedeuten. Außerdem hätte niemand wirklich Lust, mir in den finsternen Tunnel dieser langen Jahrzehnte zu folgen, in denen meine Zähne allmählich verrotteten und zum Teil viel zu früh ausfielen, bis ich mir schließlich ziehen und durch eine Prothese ersetzen ließ,

was noch übrig war, sodass ich nun nach Belieben lachen kann, wenn mir zum Weinen ist, ohne befürchten zu müssen, dass ich so schrecklich hässlich aussehe wie in der Zeit vor meiner Prothese.

2.

Nun, nach diesen paradoxen Vorbemerkungen, wird es Zeit, dass ich zum Thema komme und berichte, wie und unter welchen Umständen es zu meinen Begegnungen mit Al Pacino und Kawabata kam, während der Express seine Bahn durch Europa zog. Wegen einer geradezu unglaublichen Denkblockade befand ich mich intellektuell am Nullpunkt: ich war zu nichts im Stande, konnte weder lesen noch schreiben, wünschte mir nichts, und am wenigsten hatte ich den Nerv, mich Debatten mit meinen Kollegen zu stellen. Dafür begann ich mich hingebungsvoll den Dingen des Alltags zu widmen. Ich hatte die Reise mit zwei Taschen mittlerer Größe angetreten, zu denen sich in Paris eine dritte gesellte. Ich sah mich gezwungen, diese relativ große neue Tasche zu kaufen, um all die Begleitmaterialien des Literaturexpress unterzubringen, die von Stadt zu Stadt umfangreicher wurden, und von denen ich mich nicht trennen konnte. Das heißt, ich schaffte es nicht, sie einfach in den Papierkorb zu werfen, immerhin handelte es sich um Geschenke. Dazu kamen noch die neuen Hemden und Unterkleider. Es war nämlich günstiger, Hemden und Unterwäsche neu zu kaufen, als das Gebrauchte zu deutlich höheren Preisen im Hotel waschen zu lassen. Das Ein- und Auspacken, das meistens in großer Hast und im letzten Augenblick erfolgte, und das sorgsame Anbringen des immer anders gefärbten Pappschilds für den Transport ins nächste Hotel am Griff eines jeden Gepäckstücks bereiteten mir Befriedigung. Ich musste mir über nichts den Kopf zerbrechen, für mich dachten andere an jede Kleinigkeit, alles war durchdacht und vorgeplant, und später im Abteil konnte ich dann ein gemütliches Nickerchen machen, um den zuvor entgangenen Schlaf wenigstens teilweise wieder aufzuholen. Oder ich betrachtete die vorbeiziehenden Landschaften Europas und gab mich dabei hin und wieder nahezu philosophischen Betrachtungen hin.

Es war in einem dieser süßen Nichtstuns, als die Falle zuschnappte. Völlig überraschend und ohne dass ich mich dagegen wehren konnte. Während der Zug einschläfernd dahinratterte, betrat die Portugiesin Inês Pedrosa mein Abteil. In der Hand trug sie ein Notizbuch. Mit ihrem engelsgleichen Lächeln bat sie mich darum, in dem Büchlein den Spruch zu vermerken, der meiner Meinung nach am besten geeignet war, einmal meinen Grabstein zu zieren! Zuerst verstand ich Inês' Anliegen nicht. Mit einem Blick aus Augen, die so klar und unschuldig sind wie die

eines Kindes, erklärte sie mir noch einmal, dass sie von mir erfahren wolle, welchen Spruch ich mir für meinen Grabstein wünsche ... Ich war völlig perplex, denn darüber hatte ich mir noch nie Gedanken gemacht. So teilte ich Inês schulterzuckend mit, darüber müsse ich erst noch nachdenken, worauf sie mir beim Verlassen des Abteils lachend mit dem Finger drohte: Du musst die auf jeden Fall etwas ausdenken. Ich werde nicht lockerlassen!

Es ist mir nicht mehr in Erinnerung, an welchem Punkt unserer Reise dies war, aber sehr wahrscheinlich befanden wir uns noch im Westen, will sagen, im Vereinten Europa von heute, und der Express bahnte sich durch endlose Ebenen und Wälder beharrlich seinen Weg auf das andere Europa zu, während ich, fest in Inês' Falle sitzend, mir das Gehirn zermarterte, um einen passenden Grabspruch zu finden. Dies war ein erster Wendepunkt auf der Reise, mein Seelenzustand begann sich zu verändern. Wahrscheinlich hatte aber Inês' Umfrage gar nichts damit zu tun. Der wirkliche Grund dürfte der Wechsel zwischen den beiden Europa gewesen sein. Ich war aufgeregt, fühlte mich beklommen, musste ständig an meinen alten Vater denken, der seinen Lebensabend Bachfugen spielend am Klavier verbracht hatte. Es begann in Kaliningrad: verwirrend waren die Klänge der Balalaika, zauberhaft schön die russischen Mädchen, die grauen Fassaden der Stadt drückten auf das Gemüt, die strenge Präsenz der Militär und die festlichen Zeremonien erinnerten mich an etwas sehr Vertrautes, und so wurde die Suche nach dem eigenen Grabspruch für mich geradezu zur Obsession. In flagranter Verletzung der kategorischen Befehle meines Arztes und in schroffem Widerspruch zu meiner geradezu mönchischen Lebensweise in Albanien begann ich die Dosis an Alkohol zu erhöhen. Zunächst war es Rotwein. Dann Wodka. In St. Petersburg kaufte ich mir zwei Dreiviertelliterflaschen "Smirnoff", mit denen ich in der letzten Nacht in Berlin fertig war.

Irgendwie, so scheint es mir heute, war der Express ein Experiment. Unter seinen spezifischen Bedingungen, mit dem europäischen Raum als Laboratorium, reagierte jeder Teilnehmer durchaus eigentümlich. In meinem Fall war es so, dass ich mich unbewusst wie ein von der Leine gelassener Halbwüchsiger zu benehmen begann, ohne noch daran zu denken, dass meine Kiefer keine Zähne mehr trugen, sondern nur noch eine Prothese, und wie der Alexis Sorbas des griechischen Nobelpreisträgers Nikos Kazantzakis fing ich an zu glauben, es sei keine Sünde zu beißen, auch wenn die Zähne falsch sind. Damit komme ich zu dem Abend im nördlichen Riga, an dem sich mir Europa zum ersten Mal in weiblicher Gestalt präsentierte, genauer gesagt in Gestalt eines traumhaft schönen Mädchens, dem man im Traum noch einmal begegnen möchte, was aber nicht möglich ist.

In einem Ausflugsschiff kehrten wir von einem Besuch an der bunkerbewehrten Grenze zur ehemaligen Sowjetunion zurück. Wie schon auf der Hinfahrt hatte ich mir einen Platz im Innern des Schiffs gesucht, und zwar in der Nähe des Orchesters. Dort war auch sie, mir gegenüber. Man konnte sie wirklich unmöglich übersehen, und sie war mir (in Begleitung einer Dame und eines jüngeren Mädchens) bereits an dem Museumsstrand mit seinen Bunkern aufgefallen. Das Orchester begann zu spielen. Mit dem Weinglas in der Hand, konnte ich den Blick nicht von ihr wenden, und mein Atem ging schneller. Solches widerfährt mir im Angesicht umwerfender Schönheit, die außerhalb von einem selbst existiert, keinerlei Beziehung zu einem hat, einfach da ist, als lebendiges Zeugnis der Tatsache, dass es auf dieser Welt nichts Wunderbareres gibt als eine anmutige Frau. Ein paar Minuten später saß ich dem Mädchen gegenüber, in einer Gruppe junger Leute, die die Tanzfläche bevölkerten. Wir versuchten uns auf Russisch zu verständigen, denn ich konnte kein Englisch, und sie sprach nicht Französisch. Ich erfuhr, dass sie studierte beziehungsweise eben ihr Studium abgeschlossen hatte, irgend etwas mit internationaler Beziehungen, wo, das konnte ich nicht genau verstehen. Sie sagte mir ihren Namen, in ihrer Muttersprache. Es klang wie Lydia.

Sie war groß, größer als ich, und dunkles Haar umrahmte ihr blasses Gesicht. Zu schwarzen Hosen trug sie eine gleichfalls schwarze Bluse. Der Blick ihrer Augen war tief und ruhig. Allmählich röteten sich ihre Wangen. Sie wollte tanzen, und mit dem unfehlbaren Instinkt eines Wolfes erkannte ich, dass sie mich zum Partner auserkoren hatte. Ich stand auf. Nein, ich war nicht hier, um mir einen Grabspruch auszu-denken, meine Mission war eine andere, es galt Europa zu entdecken, und der liebe Gott, da gab es keinen Zweifel, bot es mir in Gestalt dieses wunderbaren Wesens an. Meine Prothese war vergessen, ich war wieder ein Student voll praller Lebenskraft, und Lydia merkte es, merkte, welche Wirkung sie auf mich ausübte, sie begann im fieberhaften Rhythmus der Musik zu hüpfen, zu singen, zu schreien, heftig den Kopf zu schütteln und mit dem Kopf die Haare, und das gefiel mir, es schmeichelte meinem männlichen Stolz, ich wurde wieder der glänzende, wilde Tänzer, der ich einmal gewesen war, damals, im Kreis der Pekinger Studenten. Das ging mehr als eine Stunde so, bis wir in Riga ankamen.

Kurz vor unserer Ankunft ging das Orchester zu einem langsamen Blues über. Was sollte ich tun? Ich stand da im Licht der blauen, roten und grünen Scheinwerfer, und mit einem neuerlichen Klopfen in der Brust nahm ich wahr, dass auch Lydia mir noch immer gegenüberstand, während die meisten anderen Tänzer an ihre Tische zurückgekehrt waren. Und sie lachte, sie hatte noch immer nicht genug. Ich legte meine Hände auf ihre Hüften, der Abstand zwischen uns verringerte sich, sie

sank mir entgegen, umfing mich mit beiden Armen, legte ihre Wange an die meine, und ich atmete ihren Duft. Meinerseits war ich erhitzt, der Schweiß brach mir aus, aber ich getraute mich nicht, in die Hosentasche zu greifen, um das Taschentuch hervorzuholen und mir den Schweiß abzuwischen, hätte ich damit doch womöglich die Magik des Augenblicks zerstört. Ich schloss die Augen, und unter dem Einfluss der bestrickenden Melodie erschien vor meinen Augen auf einmal Al Pacino, wie ich ihn in einem Film gesehen hatte, an dessen Titel ich mich nicht entsinne, in dem er aber die Rolle eines blinden Oberstleutnants spielte, der in einer Szene mit einer unbekanntem Schönen tanzt. Ich war nun der blinde Oberstleutnant Al Pacino! Gott durfte ich dafür danken, dass er mir diesen erhabenen Augenblick geschenkt hatte, in dem ich Europa in den Armen hielt, in Gestalt eines lettischen Mädchens, von dem ich nur den Vornamen wusste. Gleichzeitig musste ich aber auch erkennen, wie fatal es sein konnte, sich als pensionierter blinder Oberstleutnant zu fühlen. Zuerst dachte ich daran, Lydia flüsternd den Vorschlag zu unterbreiten, nach der Ankunft in Riga weiterzumachen, irgendwo hinzugehen, in eine Diskothek, ein Restaurant, wohin sie wollte. Doch Al Pacino stellte sich mir in den Weg. Dieses Mädchen ist nichts für dich, sagte er. Bis jetzt hat sie dir alles durchgehen lassen, aber nun ist es genug. Komm zu dir, und wenn du deine Triebe nicht beherrschen kannst, dann geh ins Hotel zurück und lass dir eine Prostituierte kommen. So habe ich es im Film am Anfang auch gemacht. Aber zerstöre auf keinen Fall den Zauber dieses Augenblicks.

Als wir in Riga anlegten, tanzten nur noch Lydia und ich. Dann verstummte die Musik. Ein paar Sekunden lang standen wir einander regungslos gegenüber. Die anderen Reisenden begannen auszusteigen, und ich vollzog eine letzte Geste: Ich nahm Lydia in meine Arme, bedankte mich bei ihr und küsste sie auf beide Wangen. Sie erstarrte. Ich weiß nicht genau, warum sie so reagierte. Als hätte sie etwas ganz anderes erwartet. Al Pacinoklärte mich darüber auf, dass ich sie nach nördlichem Brauch nicht zweimal, sondern dreimal auf die Wange hätte küssen müssen. Ich verfluchte ihn. In aller Freundschaft. Und ging ins Hotel zurück. Dort besorgte ich mir eine Flasche Wein, die ich im Zimmer langsam leerte, allein. Gegen Morgen, der letzte Tropfen war getrunken, wurde mir schwer ums Herz. Ich bekam Lydias starren Blick nicht los.

Dies war der zweite, ungemein wichtige Wendepunkt während der Reise. Denn infolge der Automatik der alltäglichen Verrichtungen verwandelte sich die ganze außergewöhnlich und unwiederholbare Reise in Routine, und allmählich bemächtigte

sich meiner ein Gefühl, wie es einen in überreichlich ausgestatteten Museen befällt, wo man für die Besichtigung viel zu wenig Zeit hat, sodass man an all den wichtigen Werken nur noch vorbeirennst, müde und kraftlos wird und nichts mehr in sich aufnehmen kann. In Riga, nach der Begegnung mit Al Pacino, kam ich in diese Phase. Damals hätte ich nicht gedacht, dass mir noch eine weitere intensive Begegnung bevorstand. Diesmal mit Kawabata.

Wir reisten weiter gen Norden, nach Talin. Und von dort aus noch weiter nach Norden, aber mit einer deutlichen Richtungsänderung nach Osten, nach St. Petersburg. Danach rollte alles mit großer Geschwindigkeit ab, es ging nach Südosten, hinunter nach Moskau, und von Moskau aus weiter in südwestlicher Richtung, nach Minsk. St. Petersburg wirkte auf mich wie ein gewichtiger älterer Herr, der in einem verschossenen Frack an einer Straßenecke steht. Dieser Herr zwang sich einem auf mit seinem aristokratischen Stolz, seiner Würde, die er mit dem alten Namen wiedergewonnenen hatte wie ein rechtmäßiger Herrscher seine Krone, doch gleichzeitig machte sich überall schreiend auch die Gegenwart des unrechtmäßigen Usurpators bemerkbar und versetzte einen zurück in die Wirklichkeit. Das Wetter wurde schlecht, der Regen wollte nicht mehr aufhören. Nur auf dem Newskij-Prospekt gelang es mir, mein Bild von Europa wiederzufinden, in der Anmut der Russinnen. Dieses Bild gestand ich, in anderem Zusammenhang, auch jemand anderem. Ich spreche von der Irin Anne Haverty.

Es war in Moskau. In einem Lokal in der Nähe des Hotels tranken wir ein Bier, und ich gestand Anne, dass die Literatur für mich eine schöne Frau ist, hinter der ich schon mein ganzes Leben her bin, ohne dass es mir je gelungen wäre, sie zu besitzen. Sie nahm meine Bemerkung nicht ernst und lachte, was mir gefiel, so wie ich hingerissen war von ihrem Französisch mit irischem Akzent. Gerne hätte ich mich an diesem Punkt länger aufgehalten, doch leider muss ich den kürzesten Weg zum Ende dieses Berichts einschlagen, und was ich jetzt noch zu erzählen habe, ist eher virtuell.

Ich trank also mit Anna in einem Lokal in der Nähe unseres Moskauer Hotels ein Bier, und tags darauf fanden wir beide uns inmitten einer kleinen Gruppe von Schriftstellern wieder, die das Glück hatte, nach Jasnaja Poljana reisen zu dürfen. Es war ein herrlicher Tag, und Annes Gegenwart machte ihn für mich noch schöner, obwohl ich bei der Besichtigung des Tolstoi-Museums wieder einmal gezwungen war, mich von der Gruppe abzusetzen, weil ich als einziger kein Englisch verstand und deshalb dem russisch sprechenden Führer folgen musste. Anne ließ sich mit mir an Tolstois Grab fotografieren, einer Erderhebung im Wald in Form eines grünen Parallelepipeton, ohne jeden Hinweis, ohne Stein, ohne alles, und sofort fiel

mir die Sache mit meinem Grabspruch wieder ein. Ich bin nicht Tolstoi, überlegte ich. Er hat keinen Grabspruch nötig. Aber ich als gewöhnlicher Sterblicher brauche einen. Welches wäre wohl der geeignete?

Bis dahin ist noch alles wahr, so wie wahr ist, dass Anne und die Schweizerin Corinne Desarzens bei der Abfahrt von Jasnaja Poljana einigen Kunststudenten Aquarelle abkauften, und dass unsere überaus herzlichen Gastgeber uns ein Stück weiter, inmitten eines wilden Waldes, ein unvergessliches Mittagessen organisierten. Wir aßen und tranken, ich vor allem Wodka. Meine Verwirrung beginnt nach der Rückkehr aus Jasnaja Poljana. Die Moskauer Stadtoberen wollten für uns im einundzwanzigsten Stockwerk des Hotels einen offiziellen Empfang geben.

Ich duschte und legte mich aufs Bett, um mich ein wenig zu erholen. Während ich so dalag und die Decke anstarrte, war mir fröhlich zumute, aber ein bisschen schämte ich mich auch: ich hatte zu viel getrunken, während der ganzen Fahrt unentwegt geredet, Annes irisches Französisch nachgemacht, und dergleichen Blödsinn mehr. Ich sehnte mich nach Schlaf, aber wenn ich jetzt tatsächlich einschlief, bestand die Gefahr, dass ich den Empfang versäumte. Schließlich öffnete ich die Augen, in einem letzten Aufbäumen gegen das Einschlafen. Vielleicht hatte es aber auch einen anderen Grund. Mein Körper fühlte sich taub an, und mein linker Arm war eingeschlafen. Ich lag noch immer im Bett, wie ich feststellte, doch nun entkleidet und, o Gott, nicht allein, neben mir lag ein Mädchen. Vorsichtig wandte ich meinen Kopf, doch ich konnte nur die eine Hälfte ihres Gesichts sehen, bedeckt von blondem Haar. Sie schlief mit dem Kopf auf meiner Schulter, deshalb war mein Arm eingeschlafen. Ich wagte nicht, mich zu rühren, denn wenn ich mich rührte, wäre alles zu Ende, sie würde verschwinden, und ich hoffte doch so inbrünstig, dass dies kein Traum war.

Sie schlief weiter. Mit ihrer milchweißen Haut, wie sie so dalag, mit geschlossenen Augen, kam sie mir vor wie ein Engel aus dem Paradies. Ich ließ mich zurücksinken. Bestimmt träumst du Szenen aus Büchern, die du einmal gelesen hast, sagte ich mir, damals in der Finsternis des Tunnels, und jetzt bist du gerade einer der senilen Greise in Kawabatas Roman "Die schlafenden Schönen". Gabriel Garcia Marquez erwähnt die betreffende Episode irgendwo. Ich zermarterte mir den Kopf, doch ich kam nicht auf den Titel. Dann versuchte ich mich in die Rolle von Kawabatas Greisen zu versetzen und an der Seite dieser schlafenden Schönen mir etwas Schönes aus meinem Leben vorzustellen, aber es gelang mir nicht. Dafür fiel mir der Titel von Marquez Schrift ein: "Die schlafende Schöne aus dem Flugzeug". Es ging dabei um japanische Schriftsteller. Der Meister aus Südamerika wusste von ihnen zunächst nicht mehr, als dass viele von ihnen von eigener Hand, nämlich durch

Harakiri, gestorben waren. Erst später, beim Lesen ihrer Bücher, verstand er, weshalb er selbst so oft mit ihnen verglichen wurde.

Das Mädchen schlug die Augen auf. Diese Augen waren groß und blau wie Tropfen von einem Ozean. Sie lachte. Traurig. Ich unternahm einen letzten verzweifelten Versuch, mich zu erinnern, was nach der Rückkehr aus Jasnaja Poljana geschehen war, aber da war nur ein großes Loch. Da wir beide nackt waren, deutete alles darauf hin, dass wir die ganze Nacht beieinander gelegen hatten, und neben ihrem warmen Leib fühlte ich mich nun wie Kawabatas senile Greise. Ich dankte Gott. Er hatte mir Europa erneut geschenkt, in Gestalt dieses zauberhaft traurigen Mädchens, von dem ich noch nicht einmal den Namen wusste. Du kannst mich Nathalie nennen, erklärte sie. So hast du mich gestern auf dem Roten Platz gerufen, bei der Basilius-Kathedrale, wo ich seit einem Jahrhundert auf dich gewartet hatte. Als du mich erkanntest, hast du mich so genannt, obwohl dies nicht mein richtiger Name ist. Aber das ist nicht wichtig. Wichtig ist nur, dass wir uns endlich gefunden haben.

Von dem, was sie sagte, stimmte nur eines. Als ich zum ersten Mal auf dem Roten Platz vor dem Kreml stand, begann ich unwillkürlich Gilbert Bécauds Lied über die Moskauerin Nathalie zu summen. Aber das war vor zwei Tagen gewesen und nicht gestern Abend, und bei der St.-Basilius-Kathedrale war ich keinem Mädchen begegnet, obwohl ich seit prähistorischen Zeiten, seit ich Tschchow auf Russisch gelesen hatte, von einer solchen Begegnung geträumt hatte. Ein wenig später gab ich es dann auf, herauszufinden, was tatsächlich geschehen war, und ob ich mich in der wirklichen oder einer virtuellen Welt befand. Ich überließ mich Nathalie. Dies war die einzige Realität, die für mich galt. Ohne zu wissen, dass ich so letztlich einem großen Albtraum entgegenging.

Schließlich stand sie auf und zog sich an: eng anliegende blaue Hosen, und ihren Busen bedeckte sie mit einer dünnen himmelblauen Bluse. Ihr Busen bedurfte keines Büstenhalters. Sie setzte ihre weiße Mütze auf und blickte mich an. Erschrocken dachte ich, sie wolle weggehen. Sie ging nicht weg. Sie sagte, sie sei hungrig. Wir gingen in das Etagenbüfett, wo ich mit ein paar Kirschen meinen Hunger stillte. Weiter trank ich einen Tee. Als ich meinen Tee schlürfend neben ihr saß, trat wieder Al Pacino vor mich hin. Mein Herr, sagte er zu mir, sie haben Augen, also öffnen sie sie.

Wahr ist, dass mich eine unerklärliche Angst befiel, doch ich verstand den Sinn dieser Warnung nicht. In diesem Augenblick ergriff Nathalie meine Hand, wir befanden uns vor dem Kreml auf dem Roten Platz. In ihrem Auge entdeckte ich eine Träne. O Gott, flüsterte sie, ich warte seit einem Jahrhundert auf dich, und du triebst dich auf der Welt herum.

Da geschah das Wunder, ich öffnete die Augen. Und wirklich, ich war jung, zwanzig Jahre alt, wie Nathalie. Ich packte sie am Arm, sprang auf und wirbelte sie im Kreis herum. Das Wunder meiner Verwandlung in einen Zwanzigjährigen war fraglos das Werk eines göttlichen Geistes, der sich in Nathalies Gestalt am Himmel Europas umherbewegte und mich befahl, und trotzdem gelang es mir nicht, mich von einer drängenden Angst zu befreien, wahrscheinlich, weil ihre Augen immerzu traurig blieben. Wir rannten über den Roten Platz auf die andere Seite, zu Schukows Reiterdenkmal, ließen mit meinem Fotoapparat Bilder von uns machen, viele Bilder, tranken Bier. Dann wendete sich auf einmal alles zum Schlimmen. Ich bebte noch immer vor Begeisterung über das Wunder, doch auf einmal befanden wir uns am Hoteleingang. Ich begriff nicht, warum und wie. Vielleicht, weil ich an diesem Abend Moskau verlassen sollte. Vielleicht, weil Nathalie müde war. Und damit kommen wir zur letzten Szene.

Als wir das Hotel betreten, entreißen mir drei Personen in Zivil Nathalie und verschwinden mit ihr hinter einer dicken Tür. Ich habe dich gewarnt, flüstert mir Al Pacino zu, du hättest dich vor diesen Gaunern hüten sollen. Dann verschwindet er. Ich stehe allein vor der dicken Tür. Beginne anzuklopfen. Jemand, dessen Gesicht mir bekannt vorkommt, streckt den Kopf heraus und blickt mich abschätzig an. Dann knallt er mir die Tür vor der Nase zu. Ich klopfe wieder, immer heftiger. Das gleiche, mir bekannt vorkommende Gesicht erscheint erneut und blickt mich wieder verächtlich an. Jetzt fällt es mir ein, er erinnert mich an Stalin. Als ich es ihm sage, feixt er. Ich bin Stalin, sagt er, ich lebe ...

Mit klopfenden Schläfen stand ich vor der Tür, die endgültig zugefallen war. Drinnen klingelte unentwegt ein Telefon. Meine Trommelfelle drohten zu platzen, und mit einer geradezu übermenschlichen Kraftanstrengung gelang es mir, in die Wirklichkeit zurückzukehren. Diese Wirklichkeit bedeutete: Ich befand mich im Hotel "Belarus" in Minsk, am Abend zuvor hatte ich bei einem offiziellen Empfang Wodka getrunken, und die Kollegen informierten mich telefonisch darüber, dass ich so schnell wie möglich mit meinem Gepäck unten zu erscheinen hätte, weil wir in zehn oder fünfzehn Minuten zum Bahnhof abfahren müssten, auf dem Weg nach Warschau.

Ich kann nicht erklären, wieso ich den Moskauer Traum in Minsk hatte. Fast hätte ich geglaubt, dass meine bedauernswürdige Gemütsverfassung nicht auf gefährlichen Alkoholmissbrauch zurückzuführen war, sondern mit einem jungen Mädchen zu tun hatte, das Nathalie hieß und nun wer weiß wo war, während ich an schweren

Schuldgefühlen litt. Die ganze Reise verbrachte ich schweigend, in einem Zustand der Verblödung. In Warschau angekommen, nahm ich den letzten Test an mir selbst vor. Ich begab mich in ein Fotogeschäft und ließ mir Abzüge von allen Filme machen, sogar von dem, der sich noch im Apparat befand. Nathalie fand ich nirgends, in keinem Gruppenbild. Alles war also eine Ausgeburt meiner Phantasie auf der Suche nach einem Symbol gewesen. Mein Bild von Europa erwies sich als falsch. Oder, wenn nicht als falsch, dann doch als träumerisch. Aber Träume, sagte ich mir, kann einem niemand verbieten. Als Albaner, dem die Zähne in einem dunklen Tunnel vor der Zeit ausgefallen sind, weiß ich das gut genug.

Diese Erklärung beruhigte mich irgendwie, und versehen mit einer zweifelhaften Portion Optimismus bestieg ich den Zug zur letzten Station, Berlin. Irgendwann öffnete sich die Tür zu dem Abteil, in dem ich saß, und in der Öffnung tauchte Inês' Engelsgesicht auf. In der Hand hielt sie das Notizbuch mit den Grabsprüchen. Mein Mund war plötzlich wie ausgetrocknet. O weh, murmelte ich vor mich hin, was ist denn nun mein Grabspruch?

Veröffentlicht in

Thomas Wohlfart/Christiane Lange (Hrsg.):
Europaexpress. Ein literarisches Reisebuch.
Eichborn Verlag Berlin 2001